

Biegener Familienblätter

Unterhaltungsblatt zum Biegener Anzeiger (General-Anzeiger).



Photogr. aut. H. Noll Gießen.

Hamb. 1915.

Die vom Rauhen Grund.

Roman von Paul Grabein.

(Nachdruck verboten.)

(Fortsetzung.)

Wieder waren einige Tage hingegangen, voll innerster Spannung für Gerhard Bertsch. Noch immer kein Anzeichen, daß denen da drüben der Kampf leid wurde? Wohl trug er vor den Leuten stets ein sicheres Lächeln zur Schau, aber wenn er allein mit sich war, fürchte sich seine Stirn schwer. Lange durfte es nicht mehr dauern! Sein Bankgut haben, mit dem er diesen Kampf bestritt, ging zu Ende.

Diese wenigen Tage zehrten mehr an seinen Nerven, als die zehn schweren Arbeitsjahre drüben. Es bedurfte all seiner eisernen Beherrschung, um dabei immer noch nach außen seine Siegeszuversicht zu bewahren. Alles hing ja davon ab. Abute nur einer, wie es in Wahrheit stand, dann war das Spiel für ihn verloren.

So kam er auch heute abend von der Beche heim. Im Kopf noch die Zahlen, die drohende Schreckgespenster, durch sein aufgeregtes arbeitendes Hirn hinzudrängten — immer wieder. Aber als er jetzt ins Honoratiorenstübchen trat, wo gerade heute härterer Besuch war, trat er straff und elastisch wie immer über die Schwelle.

„Guten Abend, meine Herren!“

Sein scharfer Blick hatte sofort eine gewisse Betroffenheit wahrgenommen. Auch war das lebhafteste Gespräch, das er noch vor der Tür vernommen, verstummt mit seinem Eintreten. Da sah er blitzenden Auges, mit seinem übermütigsten Gesicht, über die Tafelrunde hin.

„Aha! Eine wohlthätige Gewerkschaft Erbrollen nahezu vollständig beisammen! Habt wohl euer Testament gemacht, Herrschaften? Na, recht so! Zeit war's für euch.“

Und lachend ließ er sich an seinem Platz nieder, an dem besonderen kleinen Tisch, wo ihm schon zum Abendbrot gedeckt war.

Die anderen schwiegen. Nur bei dem und jenem ein schwaches Auflachen. Aber es klang bellommen. Und bald standen sie auf. Einer nach dem andern verabschiedeten sie sich von dem Wirt. Schien es Bertsch nur so, oder tauschten sie dabei nicht einen bedeutsamen Blick? Seine Sinne spannten sich. Da ging irgend etwas vor, das ihm galt. Doch was war es?

Nur Hannes Reusch blieb allein noch im Zimmer. Er rauchte schweigend vor sich hin, ganz gegen seine gesprächige Gewohnheit. Von Zeit zu Zeit ging sein Auge wie unerschlossen zu Bertsch hinüber, der offenbar mit bestem Appetit aß und ihn gar nicht beachtete. Ein paarmal räusperte er sich, als ob er zum Sprechen ansetzen wollte. Aha, nun! Und Bertsch war ganz Nerv. Aber es geschah doch nicht. Vielmehr erhob sich Reusch jetzt und vertief auch seinerseits das Zimmer.

Was lag hier in der Luft?

Nun, ganz allein mit sich, ließ er Messer und Gabel sinken. Die Stirn in die Linke gestützt, sah er vor sich hin. In sprunghaftem Kombinieren. Doch es kam ihm keine befriedigende Erklärung, wie aufgeregt auch seine Gedanken arbeiteten.

Zu dumm, so im Dunkeln zu tappen! Und seine Rechte begann nervös auf der Tischplatte zu trommeln. Doch sofort brach er wieder ab — Schritte da drinnen im Familienzimmer! Aufrecht sah er wieder da und mit heller Miene, anscheinend nur den Sinn aufs Essen gerichtet.

Marga Reusch war es, die eintrat; mit leichtem Gruß, den er ebenso erwiderte. Sie schien etwas auf dem Piano zu suchen, zwischen den Noten dort. Zwischendurch aber streifte ihr Blick zu ihm hinüber, und wie sie ihn so sitzen sah, ganz Sorglosigkeit, stockte ihre suchende Hand. Ein Zweifel trat in ihr Auge.

Ob sie ihn nicht doch lieber warnte mit einem raschen Wort, ehe der Vater vielleicht wieder eintrat? Sie war ja vorhin durch Zufall Zeuge eines vertraulichen Gesprächs hier am Tisch geworden. Nur eines Bruchstückes der Unterhaltung, aber sie hatte doch so viel herausgehört: Die Krisis war da! Jetzt mußte es sich entscheiden — sie konnten nicht mehr weiter so.

Wenn er nun in seiner Ahnungslosigkeit die Situation verkannte? Vielleicht verspielte! Dann war alles aus. Für ihn, wie auch für sie selber mit ihren geheimen Hoffnungen.

Wie Marga so einen Moment unschlüssig am Piano stand, trat in ihre Augen ein erregter Glanz. An damals mußte sie denken — wie sie mit ihren Pensionsfreundinnen in Frankfurt zum Remen gewesen war und zum ersten Male in ihrem Leben am Totalisator gewettet hatte. Ganz so war es auch jetzt: Würde der, auf den sie gesetzt, auch wirklich Sieger werden? Oder hatte sie sich vielleicht doch in ihm getäuscht?

Wie abwägend streifte ihn ihr Blick.

Er gewahrte es.

„Wünschen Sie etwas von mir, Fräulein Reusch?“

Sie schüttelte leicht das Haupt, das sie jetzt wieder ihren Noten zuwandte.

„Ich suche nur etwas — aber ich habe schon gefunden.“

Sie griff nach irgendeinem Heft, entschlossen nunmehr. Nein — sie würde ihm nichts sagen! War er der, für den sie ihn hielt, so würde er aus Ziel kommen, auch ohne ihre Hilfe.

Und mit einem Zucken ging sie wieder.

Nachdenklich verfolgte sie Bertschs Blick. War da nicht eben etwas in ihren Augen gewesen — wie ein geheimes Wünschen? Ueberhaupt ihr ganzes Wesen eben!

Nervös zuckte es über sein Antlitz hin. Abermals fühlte er es: Um ihn herum ging etwas vor — etwas von Bedeutung. Wenn man es doch nur greifen könnte!

Unruhig erhob er sich und ging hinauf auf sein Zimmer. Aber auch hier ließ es ihn nicht los. In qualenden

Gräbern schritt er hin und her. So verloren in seine Gedanken, daß er ein halblautes Klopfen überhörte, das nun von der Tür her scholl. Erst ein zweites, stärkeres Anpochen weckte seine Aufmerksamkeit.

„Herein!“

Und schnell gab er sich wieder Haltung.

Gannes Reusch trat über die Schwelle.

Der? Und zu so ungewöhnlicher Stunde?

„Als bald zuckte es in Bertsch auf, mit heillosen Gewißheit: Die Schicksalsstunde war da! Er fühlte sein Herz pochen, hoch bis zum Halse hinauf, aber keine Miene an ihm zuckte, wie er jetzt scherzend sagte:

„Na, lieber Reusch, was verschafft mir denn das Vergnügen? Sie brauchen wohl noch einen Mann am Spieltisch drunten?“

„Doch nicht, Herr Bertsch, es ist nicht an dem.“ Alle Sinne gespannt, fühlte Gerhard Bertsch, wie sich auch der andere bemühte, recht unbefangen zu scheinen. „Ich hörte nur als eben, daß Sie auf Ihrem Zimmer waren, da wollt' ich die Gelegenheit mal wahrnehmen, mit Ihnen etwas zu besprechen.“

„So, so. Nun, dann nehmen Sie Platz. Also — worum handelt es sich?“

„Ja, es ist wegen der Streitigkeit zwischen unseren Gruben.“ Reusch ließ sich bedächtig Bertsch gegenüber am Sofa sitze nieder. „So kann das doch nicht weitergehen.“

„Warum nicht, lieber Reusch?“ In aller Ruhe klappte Bertsch die Zigarettenkiste auf. „Oder wird Ihnen drüben die Sache etwa unbequem?“

„Uns? I — kein Gedanke!“

„Na also! Da können wir ja doch beiderseits die gerichtliche Entscheidung in Gemütsruhe abwarten. — Aber wollen Sie denn nicht nehmen?“

„Doch, danke vielmals.“

Ein wenig hastig griff Reusch in die Kiste.

Bertsch lächelte leise dazu, und das Ahnen ward ihm zur Gewißheit: Die drüben waren am Ende. Sie wollten ihm kommen — sie mußten! Jetzt nur kalt Blut bewahrt und sich nicht blaffen lassen.

So reichte er denn seinem Gast Feuer hin und setzte sich dann selber die Zigarre in Brand. Behaglich lehnte er sich hierauf in die Sofaede zurück.

„Wenn's also auch bei Ihnen nicht pressiert, lieber Reusch — warum soll's da nicht so weitergehen können? Ich verstehe das nicht recht.“

„Ja, ich meinte das auch nicht unfertwegen. Wir Gewerken können das ja ruhig mit ansehen, aber unsere Leute ich meine Ihre wie unsere — die kommen dabei zu Schaden.“

„Daß ich nicht wüßte! Wenigstens bei uns ist davon nicht die Rede. Fragen Sie doch rum im Ort. Wir haben noch nicht einen einzigen Mann zu entlassen brauchen, und denken auch gar nicht daran.“

„Gewiß, noch nicht — das weiß ich wohl. Aber es wird auch bei Ihnen nicht ausbleiben. Sie haben doch auch Ihre Förderung stark einschränken müssen und können auf die Dauer Ihre Leute nicht beschäftigen.“

„Wer sagt Ihnen das, mein Bester? Hier!“ Und Bertsch schob seinem Besucher einen Situationsriß hin, der vor ihm auf dem Tische lag. „Sie verstehen ja auch so viel von der Sache. Also, da sehen Sie sich das hier mal an. Aufschließungs- und Vorrichtungsarbeiten auf der elften und zwölften Sohle, ein neuer Tageseschat im westlichen Grubenfeld, Anlage einer Beschleunigung für maschinelle Bohrung durch die ganze Grube, Bau einer elektrischen Wasserhaltung — da, glauben Sie mir's nun, daß ich zu tun habe für meine Leute, selbst wenn's noch Jahre dauert?“

„Um, nun ja —“ Reusch vermochte nur schlecht seine Betroffenheit zu verbergen, doch dann kam ein leises Lauern in seinen Ton. „Aber dazu gehört doch ein schweres Geld, um das alles durchzuhalten.“

„Das versteht sich von selbst. Aber wozu hat man seine Bankverbindungen?“

Nie hatte Bertschs Stimme kühler und gleichgültiger gellungen, als in diesem entscheidenden Augenblick.

Da verhielt Reusch. Er hatte allerlei Läuten hören, als wenn es sich wieder ersonnen hätte, das Einvernehmen zwischen Christiansglück und der Landesbank. Aber diese Ruhe machte ihn irre. Und nun sagte er sich: Ja, wenn's so war, dann stand's freilich aussichtslos für die eigene Sache. Dann war nichts mehr zu hoffen.

Und er sog stark an seiner Zigarre, damit der Dampf seine Betroffenheit dem Gegner verhüllen möchte. Aber der lächelte schweigend in sich hinein. Unbeweglich lehnte er in der Sofaede und blickte den Rauchringeln seiner Zigarre nach, als interessiere ihn das mehr als die ganze Unterhaltung.

Diese Gelassenheit entschied bei Reusch und besiegte seine letzten Bedenken. Ihre Sache war nun doch einmal verloren, wer durfte es ihm da verdenken, wenn er nun wenigstens noch seinen eigenen Vorteil wahrnahm? Und er sandte einen Blick zu Bertsch hin, vorsichtig, einstweilen nur sondierend.

„Ja, Herr Bertsch — wenn die Dinge so stehen — da hätte ich Ihnen wohl noch etwas anderes zu sagen.“

„So? Haben Sie noch was auf dem Herzen?“

„Ja, — ich hätte Ihnen einen Vorschlag zu machen, der auch Ihr Interesse wahrnimmt.“

„Sehr freundlich, mein lieber Reusch, doch kaum nötig. Das besorge ich selber schon.“

„Hören Sie mich nur erst einmal an! Also —“ und sich vorneigend, dämpfte Reusch die Stimme — „was würden Sie dazu sagen, wenn sich unsere Gewerkschaft bereit erklärte, den Prozeß gegen Sie zurückzuziehen?“

„Das fände ich nur sehr vernünftig. Damit würden Sie sich viel Geld sparen.“

In Reuschs Gesicht spiegelte sich deutlich die Enttäuschung. War denn dem andern gar nicht beizufommen? Aergerlich sagte er:

„Sie sind Ihrer Sache allzu sicher, Herr Bertsch. Noch haben Sie ja den Prozeß nicht gewonnen!“

„Warum betonen Sie das immer wieder so angelegentlich? Für mich hat die Sache wirklich nicht die Wichtigkeit, wie Sie anzunehmen scheinen.“

Da gab Reusch es endgültig auf, den Ueberlegenen zu spielen. Er war nur noch der Mann, der sein Geschäft ins reine bringen wollte. So sagte er dem:

„Gut — lassen wir das auf sich beruhen. Aber eins können Sie mir doch nicht abstreiten: Es wäre Ihnen von größtem Interesse, wenn die Streitigkeiten mit unserer Grube aufgehört und statt dessen ein gemeinsames Arbeiten Hand in Hand stattfände.“

„Gewiß wäre mir das nur angenehm. Sind Sie vielleicht seitens Ihrer Gewerkschaft beauftragt, mir hierüber Vorschläge zu machen?“

„Wenn auch das nicht grad — aber ich wäre vielleicht in der Lage, Ihnen zu dieser Einigung zu verhelfen.“

„Sie?“ Bertsch maß den andern nur mit einem großen Blick. Dann zuckte er die Achseln. „Ja, wenn der Herr von Grund hier säße und mir das sagte! Aber Sie? Reu, mein lieber Reusch!“

(Fortsetzung folgt.)

Der Verdacht.

Einem Kriegserlebnis nacherzählt von Margarete Wolff-Meder.

Diese einsame, schwermütige Landschaft. Weiter, gründer Sumpf und Wiesen. Hinter den Wiesen ein kriegswunder, halbverbrannter Wald. Und hier die Reste eines polnischen Dorfes. „Kompej“ hatte irgendwer von den Soldaten es getauft. Am Eingang der Trümmerstätte stand der Name mit schöner deutlicher Schrift auf einem Holzbrett verzeichnet, und darunter die Regiments- und Kompaniennummer der Sieger, die hier gestürzt hatten. Und so nannte nun jeder das Nest und die Einwohner Kompejaner. Das war den Soldaten immerhin leichter auszusprechen als der eigentliche polnische Name.

Fritz Schwertfeger sah mit seltsam tiefen, schauenden Augen in die Weite. Seine Kompanie lag hinter dem Dorfe in einem polnischen Schlosse in Ruhestellung. Sie hatte gestern eine starke, russische Feldbefestigung gestürmt, war nicht mehr gefechtsstark und erwartete die Auffüllung aus der Heimat. Da weiter vorn, vor Sumpf und Wiesen und Feldern tobte der Kampf. Die Russen stoben ins Innere ihres Landes, brennende Dörfer säumten den Horizont mit blutigrotem Härtel. Dampf grollend tönte Geschützdonner herüber.

Hier aber hing bläulicher Abendnebel aus dem Erdreich und legte sich wie eine sanfte Hülle über das traurige Dorf, die verwüsteten Felder und Wiesen. Blöthlich aber stand in den weiten Feldern ein alter polnischer Jude im langen Kasten. Er hielt etwas in der Hand und betrachtete es aufmerksam. Fritz erkannte in dem ausblehenden Ding einen gebogenen russischen Säbel. Der Alte prüfte die Klinge, schüttelte den Kopf, zog einen Wegstein aus

der Tasche und schärfte die Schneide. Dann bückte er sich nieder und mähte mit dem blühenden Säbel die Halme.

Fris ging quer über einen Weg, der eine Chaussee sein sollte, zu dem Alten hin. „Abend,“ sagte er.

Der Alte fing heftig an zu zittern und ließ den Säbel fallen. Er machte einen tiefen Bückling, sah aber Fris aus düsteren, glimmenden Augen feindselig an.

Er wolle ein bißchen Korn mähen, es sei sein Kornfeld. Er brauche Mehl für seine Tochter und ihre Kinder, sagte er in gebrochenem Deutsch.

Fris äußerte, er würde ihm gerne helfen, wenn er nur eine Sense hätte.

Der Alte schüttelte den Kopf, daß seine Fortzieherlocken flatterten. Wäre nichts da. Kein Gerät . . . Gar keins . . . Ein „Daischer“ brauche ihm nicht zu helfen. Und wieder stand der hassende Ausdruck in seinen kleinen Augen.

Ob die Deutschen ihm etwas getan hätten, fragte Fris Schwertfeger.

Sie hätten seiner Frau das Schlimmste angetan und sie dann erstickt. Er hätte sie, als er nach Hause gekommen wäre, mit einem kurzen deutschen Säbel in der Brust aufgefunden. „Ich selbst habe sie gefunden . . . Ich.“ Er legte die rechte Hand schwärend auf die Brust, dann legte er sie über die Augen und weinte.

„Das glaube ich nicht,“ sagte Fris.

Aber der Alte schwor tausend Eide, daß es so sei. Er habe früher nicht so was Schlechtes von Daische gedacht. Sei Freund von Daische gewesen. Aber jetzt nicht mehr.

Fris kehrte mit stillem, nachdenklichem Gesicht in das polnische Schloß zurück.

Außer seiner Kompanie war da noch eine Feldtelegraphenabteilung auf dem Durchmarsch. Das waren junge Leute aus der Heimat, denen nun zum ersten Male der Wind des Schlachtfeldes um die Nase wehte. Viele Berliner waren darunter. Die hatten ihre Vierbe in der Vorhalle des Schlosses untergebracht; denn die Ställe waren zerstossen, während sie selbst sich mit ihm und seinen Kameraden den großen Saal mit den Ahnenbildern als Schlafraum teilten. Einer saß da in einer Ecke an einem Tisch und schrieb. Als er jetzt fertig war, nickte er dem Bildnis der alten Polin, das ihm gegenüber hing, zu. „Na, Trohmama, ich habe denen zu Hause dein ollet Schloß hier mächtig rausgestrichen. Von weien polnisches Iratsenschloß. Ich sage dir, en Berliner Haus mit herrschaftlichen Aufgang is mir lieber.“ Er lachte und auch über Fris Schwertfegers ernstes Gesicht glitt ein Lächeln.

Der fragte den jungen Kameraden, wie es denn dahinten in der Heimat wäre. Ob man noch guten Mutes sei. Wie die Ernte ausfallen werde, und was dergleichen so mehr war, was er auf dem Herzen hatte.

Es sei dahinten in Deutschland alles in bester Ordnung, daß die immer guten Mutes blieben, dafür sorgten die Siegesnachrichten. Seine Mutter hätte schon zum zweiten Male schwarzen, weißen und roten Kattun gekauft und hätte eine neue Fahne genäht; denn die erste, mit der sie Lüttich, Antwerpen, Tannenberg und all die anderen Siege gefeiert habe, sei nun schon verbraucht, die zweite habe sie mit Zwangorod und Warschau eingeweicht. Ja, so ungefähr sei die Stimmung überall in Deutschland. Zuversichtlich, gut und stolz.

„Ja,“ sagte Fris Schwertfeger und schlug mit der flachen Hand dröhnend auf den Tisch, „holz sind die zu Hause auf uns, das sollen sie auch sein . . . aber . . . aber . . .“

Er schluckte, als wügte er etwas hinunter, schwieg sekundenlang. Dann fuhr er grollend auf. „Und es ist nicht wahr . . . Es ist nicht wahr . . . Ich glaube es nicht.“

„Was denn?“ fragte der junge Telegraphist verwundert.

Und auch einige von Frisens Kompaniekameraden traten herzu und fragten, was denn los sei.

Er ärgerte noch ein Weilchen, dann, die Stimme dämpfend, erzählte er sein Gespräch mit dem alten polnischen Juden, und was der einem deutschen Soldaten zum Vorwurf mache.

„Das liest der olle Pompejaner. Wir sind doch keine Kosaken,“ schrie der Wehrmann Krause.

„Wer weiß, wie das zusammenhängt,“ sagte ein anderer, der auf einem moltenzerfressenen Polsterstuhl saß und bedächtig an seinem Kommißbrot mit Speck laute.

„Vielleicht is er von die Russen gekauft. Die suchen doch mit Gewalt uns was anzuhängen.“

Immer mehr Soldaten kamen herzu, umstanden den Tisch und äußerten sich erregt zu der Verdächtigung des Alten.

Plötzlich ließ ein dumpfes Gepolter sie aufhören. Es hörte sich an, als wenn ein schwerer Gegenstand jenseits der Wand, vor welcher der Tisch stand, niederfiel.

Einige stießen die Tür zum Nebenraum auf, sahen sich in einem schmalen Gang zwischen den ungeheuren dicken Türpfosten und gelangten dann erst in ein halbrundes, jedoch vollständig ausgeräumtes Zimmer.

„Hier ist die Poltereie nicht gewesen!“ sagte der Wehrmann Krause.

„Kinder,“ meinte ein anderer und klopfte mit dem Knöchel hart gegen die Wand, „diese dicken Wände. Die sind hohl. Das ist ein Schornstein. Ein Stein wird runtergefallen sein.“

Aber wie sie wieder alle in den Saal zurücktraten, ertönte

das Poltern von neuem, und diesmal stärker. Der kleine Telegraphist sprang auf, zeigte auf das Bild der alten Polin und rief: „Trohmama hat sich verbeugt.“

Wahrhaftig, wie sie hinliefen, stand der schwere schwarze Rahmen des Bildes oben einige Zentimeter von der Wand ab, während er unten wie eingeklemmt war.

„Eine Tür,“ sagte einer.

Und drei, vier standen sogleich vor dem Bild und zerrten an dem Rahmen. Es war wirklich eine Tür. Und wie sie sich nur knarrend öffnete, polterte ein schwerer Körper heraus und den Soldaten vor die Füße. Eine steil aufsteigende Wendeltreppe zeigte sich in der dunklen Doffnung.

Ein russischer Soldat lag zu den Füßen der jungen Telegraphisten und Wehrmänner. Er war tot.

Der Tod mußte schon vor Tagen eingetreten sein; denn es machten sich bereits Verwesungszeichen am Körper bemerkbar. Der junge Telegraphist war ein wenig blaß geworden, die anderen aber, die den Krieg und seine Schrecken bereits kannten, hatten nichts als ein verwundertes Fragen in den Augen.

Man trug die Leiche auf den Hof, wo einige der Dorfbewohner mit Schüsseln und Töpfen standen, um aus der Feldküche Essen zu empfangen. Auch der alte Jude im langen Kastran mit zwei kleinen, schwarzzüngigen Mädchen war unter den Hungrigen.

Wie sie nun aber die Leiche sahen, drängten sie alle neugierig herzu.

Der im Kastran fing an zu zittern, und mit den Finger auf den Toten zeigend, sagte er: „Von daische Soldat. Aber ich ihn kenne. Peter Sergei.“

Und nun sahen es auch die anderen, daß der Tote ein rohedernes Soldatenkoppel trug. Das Seitengewehr aber fehlte.

Fris Schwertfeger war mit einem Sprung bei dem Alten und packte ihn hastig am Arm. „Alter, der, der da hat Deine Frau umgebracht.“

Der Alte schien den Toten mit seinem finsternen Augen zu durchbohren. Er legte die linke Hand wie beschwörend an die Brust, hob die rechte zur Faust geballt und murmelte etwas, was wie ein Schwur klang. Dann stürzte er, ehe es jemand hindern konnte, auf den Toten zu, riß ihm die Vitewka auf und förderte ein Kästchen zutage, das mit Münzen und goldenen Schmucksachen angefüllt war.

Des Alten Augen glühten wie Feuerkugeln. Er drohte dem Toten mit der Faust und murmelte heftige Flüche. Dann hob er eine Goldkette mit einem runden Anhänger in die Höhe und zeigte sie den umherstehenden Dorfleuten. Sie erkannten das Schmuckstück als seiner ermordeten Frau gehörend, ebenso die anderen in dem Kästchen befindlichen Sachen.

„Hab daische Soldat unrecht getan. Verzeihung. Bin wieder Freund von Daische,“ sagte er zu Fris Schwertfeger. Nach der furchtbaren Aufregung bebte er jetzt wie Espenlaub, und Tränen um Träne rollte in seinen langen Bart.

Fris Schwertfeger war geradezu glücklich, daß diese schwere Bezeichnung sich so klar widerlegt hatte. Der Offizierstellvertreter nahm das Ganze zu Protokoll. Sämtliche Dorfleute wurden als Zeugen aufgeführt. Dann wurde der Tote in einer Ecke des Schloßgartens begraben.

Er war offenbar in dem Turmzimmer, zu dem die versteckte Wendeltreppe führte, Hungers gestorben. Vielleicht hatte er sich ermattet bis an die Treppe geschleppt und war dann später als Leiche abgestürzt.

Der Alte aber rächte sich auf seine Weise.

In der Frühe des nächsten Tages sah Fris Schwertfeger die gesamten Dorfleute mit dem Alten auf der Chaussee versammelt. Sie hatten Spaten in den Händen und schienen gearbeitet zu haben.

Fris ging hinzu und erfuhr, daß sie den Russen im Schloßgarten ausgegraben und unter der Chaussee eingegraben hatten.

„Die Füße von Menschen und Tieren sollen über ihn weggehen. Er soll keine Ruhe haben und soll verflucht sein,“ sagte der Greis mit erhobener Stimme, und seine asketische Gestalt erschien wie die eines furchtbar zürnenden Propheten aus dem Alten Testament.

Vermischtes.

* Das Konzert im feindlichen Schützengraben. Ein Felgrauer schreibt uns: Es war in der Champagne, wenige Tage vor den neuen großen Zoffe-Offensive. Ruhig verträumt tauchte der Mond aus den Wolken und eine helle, herrliche Herbstnacht begann. Wir lagen dem Feinde ganz nahe gegenüber, trotzdem fiel nur da und dort ein Schuß. Es war, als ob man auch in den Gräben schlief. Da hob drüben bei unseren Feinden eine Stimme an, eine Stimme, deren Tonhöhen sich immer mehr entfaltete. Drüben gab es Konzert, und wir lauschten, als ob es für uns bestimmt wäre. Mit Tamnhäusers Hymnus an den Abendstern begann es, und die späteren Lieder bewiesen uns, daß es ein Wagnerfänger sein mußte, der, wer weiß wie, den Franzosen als göttliches Geschenk in den Schützengraben hineingeschickt war. Nun hallte kein Schuß mehr, nun schlief auch bei uns niemand und mochte er noch so müde sein. Wir spendeten dem Stimmbegnadeten unseren Beifall mit derselben Begeisterung, wie seine Zuhörer und Landsmänner. Wir ließen uns von dem Säuber, den diese Stimme

ausströmte, just so gefangen nehmen, wie die anderen, die er gefangen nehmen wollte. Zwei Stunden vergingen, und nur mit kleinen Pausen sang der läche, schmeichelnde Tenor von Liebe, Lust und Leid. Er machte aus uns rauhen Kriegern andere Menschen und nahm mit sich unseren verzlichen Dant, den brausenden Beifall, den vielhundert Barbarenhände klatschten.

* Ein beleidigter General. Es war im Jahre 1871 während der Belagerung von Paris: die Fensterheben in den Villen der Vororte um die belagerte Stadt waren durch den Luftdruck der krepierenden Geschosse häufig zerfprungen, und die Soldaten, die in solchen Häusern einquartiert waren, hatten die Fenster verklebt. Da ging eines Tages General von Henning vorbei. Der General, wegen seines Verben, aber gemüthlichen Befens sehr beliebt bei den Mannschaften, trug einen riesigen Stod in der Hand, mit dem er an der Scheibe eines der zugeklebten Fenster so lange herumstocherte, bis er sie durchstohen hatte. In der Stube entstand darüber großer Lärm, ein Soldat ergriff drinnen den Stod und rief: „Was ist denn das für ein infamer Schweinehund, laß los, Ballunke!“ Der General folgte dieser Weisung, ließ den Stod los, begab sich aber in die Stube, wo die Soldaten erschrockt in die Höhe sahen, und fragte: „Wer hat mich eben hier Schweinehund und Ballunke genannt?“ Einer trat zitternd vor und sagte: „Zu Befehl, ich, Herr General!“ — „So!“ sagte General Henning, „das hat außer dir, mein Sohn, noch niemand gewagt. . . . Darauf müssen wir zusammen einen Schnaps trinken!“ Und General und Gemeiner gingen miteinander von dannen, um den „Wagemut“ des Soldaten zu begreifen.

* Die Heimat des „Wui“. Eine seltsame sprachliche Gewohnheit ist den Deutschrussen Kurlands eigen, wenn man den Schilderungen Ludwiga Bruniers glauben darf. Dieser 1905 in Liebeck verstorbene Schriftsteller, der lange in den russischen Ostseeprovingen gelebt hat und verschiedene Bücher über Kurland und seine Bewohner herausgab, behauptet, es wäre unmöglich, aufzuzählen, wie oft die Deutschen der russischen Ostseeprovingen an einem Tage, ja in einer Stunde „Wui“ saen. Aber dies „Wui“ hat eine ganz andere Bedeutung als bei uns. Es macht zum Beispiel ein junger Deutscher bei seiner Reise nach Petersburg einem vornehmen Herrn in Mitau seine Aufwartung. Der Herr erkundigt sich, in welchem Gasthof er abgestiegen sei. Der Reisende nennt den Gasthof. Da ruft der Mitauische Herr aus: „Wui, aber warum auch dort?“ Der Reisende erschrickt, da diese Bemerkung ihn auf eine widerwärtige, ihm verborgene geliebene Seite des Gasthofs schließen läßt, meint: „Nun, dann ist es wohl geraten, in einen anderen Gasthof umzugehen?“ Der Mitauische Herr antwortet: „Wui, sind Sie einmal da, so bleiben Sie nur getroßt!“ Das erstemal wollte der Herr etwa sagen: „Aber warum stiegen Sie denn in diesem Gasthof ab?“ Das zweitemal sollte die Bemerkung etwa heißen: „Ei, nicht doch! So schlecht ist der Gasthof nicht, daß Sie es dort nicht einige Tage sollten aushalten können!“ Brunier selbst sprach einmal mit einem Gutsbesitzer, der einen sehr sparsamen Gebrauch von seiner Equipage machte. Gewiß würden Ihre Töchter glücklich sein, meinte Brunier, wenn sie täglich einige Werst spazieren fahren könnten.“ „Wui,“ antwortete der Vater, „sie machen sich gar nicht so viel daraus.“ Ein andermal fragte Brunier eine junge Dame: „Neun Werten von Ihnen entfernt wohnt Ihre Tante?“ — „Wui, nur sieben!“ lautete die Antwort. Beide Male bedeutete das „Wui“ ein starkes Nein. Verriens verspottete die Kurländer zuweilen selbst die seltsame Angewohnheit. Einer Kurländerin, die auf einem Rheindampfer in lebhafter Unterhaltung das Lieblingswort häufig gebrauchte, stellte sich ein Herr, der eine Weile dem Gespräch gelauscht hatte, mit den Worten vor: „Da Sie aus der Heimat des Wui sind, so darf ich mich Ihnen wohl als Landsmann vorstellen!“

* Ein neues Zwergevolk. In französisch-Kongo ist nach Mitteilungen des „Scientific American“ ein neues Zwergevolk entdeckt worden. Die Zwerge dieses Volkes sollen eine Größe von 1,50 Meter nicht überschreiten. Sie leben ganz abgeschlossen im Bezirke von Mongimbo und bauen ihre halbkugelförmigen Hütten in Gruppen von 5 bis 30 Stück mitten im Walde. Ihr Häufling ist ein aller Mann, der absolut herrscht und aus seinem Geschlecht seinen Nachfolger bestimmt. Manche seltsamen Gebräuche befolgen diese Zwerge in ihrer Ernährung: so leben die Frauen von Wurzeln, die Männer aber von der Jagdbeute, — jene also vegetarisch, während die Fleischnahrung dem stärkeren Geschlecht vorbehalten zu bleiben scheint. Auch in ihren Legenden machen sie zwischen Männern und Frauen einen scharfen Unterschied; die Herkunft der Männer wird von einer Kröte hergeleitet, während als der Ahnherr des weiblichen Geschlechtes ein Igel gilt. Einige unsichere Vorstellungen von gut und böse sind bei diesem Zwergevolke vorhanden, das mit viel Frömmigkeit einen Totenkultus befreit. In der Verteidigung ihrer Freiheit und Unabhängigkeit zeigen sie sich sehr tapfer.

Sprache des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins.

Gedankenlosigkeit. Wenn das Kind über etwas ganz Vernünftiges lacht, das ihm ungewohnt ist und deshalb „komisch“ vorkommt, so halten wir ihm das zugute, weil dies Lachen harmlos und unschädlich ist; lacht es aber über das Gebrechen eines Mit-

menschen, so verweisen wir ihm das mit Recht. Spott ist nicht am Plage, wo des andern Mangel unser Mitleid erregen sollte. Und doch verhalten sich viele Erwachsene, die das Kind wegen solcher Gedankenlosigkeit tadeln, ganz ähnlich. Oder was ist es anders als kindliche Gedankenlosigkeit, wenn gebildete Leute sich über falsche Aussprache oder Schreibung von Fremdwörtern bei dem einladen Mann aus dem Volke lustig machen? Der französische und der griechische Ausdruck, dessen Ursprung dieser nicht kennt, ist ihm lediglich eine Wortmarke, die er von andern übernimmt, und er schreibt oder spricht ihn, so gut oder so schlecht er es vermag. Wer hat ein Recht, darüber zu lachen? Kann jener doch für die Fehler, die er macht, ebensowenig wie der arme Krüppel für den Hinkel, wegen dessen ihm die Kinder auf der Dorfstraße nachlaufen und ihm Spottworte zurufen. Mag er also statt Parterre Babähr sprechen, statt Vizeum Vizeum schreiben, mag er Chauffeur und Coiffeur verwechseln, patriotisch und paritätisch, Krematorium und Konservatorium, Feuilleton und Fauteuil u. a. m. — es ist nicht seine Schuld, wenn er nicht so „gebildet“ ist wie wir (stieber Himmel, die Kenntnis ausländischer Wörter „Bildung“!), und so sollten wir nicht darüber lächeln oder wickeln, sondern lieber bedenken, daß wir selber an seinen Verrehungen schuld sind, indem wir Ausdrücke gebrauchen, die er nicht versteht. Anderer Leute Mängel sollen uns nicht zu Spott veranlassen — der ist billig! —, sondern zur Selbstprüfung; damit nützen wir ihnen und uns selbst. Bemühen wir uns, ehrliches Deutsch zu reden! Dann verstehen sie uns, und wir selbst werden, indem wir auf den Ausdruck achten, reifer und tüchtiger im Gebrauch unserer lieben Muttersprache.

Büchertisch.

— Der Kunstwart als „Deutscher Wille“ hat soeben sein erstes Heft herausgebracht. (Georg D. W. Callwey, München.) Nach Aussehen und Stoff ist es den Besten des vorigen „Kriegsjahrgangs“ durchaus ähnlich. Von den sechs größeren Aufsätzen des ersten Teils beschäftigen sich drei mit künstlerischen Bestrebungen. Avenarius schreibt über das „Deutsche Warenbuch“ der Dürerbund-Werkbund-Genossenschaft, das im Oktober erscheint und den ersten großen Vorstoß für den Vertrieb von Wertware bedeutet: Die Verbindung von Dürerbund und Werkbund mit 160 großen Händlerfirmen zur Provaanda erlesener Ware — ein echt deutscher großartiger Organisationsversuch, wie ihn kein zweites Volk der Welt antreiben kann. Gürler wendet sich in einem Aufsatz über „Die deutsche Musik in Gegenwart und Zukunft“ dagegen, daß Strauß zu sehr in den Vordergrund gestellt wird, er wendet sich dann allgemein gegen den allzu internationalisierenden Zug in der Tonkunst und in untrer öffentlichen Musikpflege. Wolfgang Schumann erörtert die „Frage der Kriegskunst“. Die übrigen drei Aufsätze behandeln etwische, politische und wirtschaftliche Themen.

— Kriegskarten für die Balkanländer sind erschienen im Verlage von Oskar Eulig, Vissa i. B. (von dem bekannten Leipziger Kartographen E. Opitz bearbeitet), und in der Kartograph. Anstalt G. Freitag u. Berndt, Wien.

— Ernst Schubert, Ruhm. Ein Novellenkranz um Friedrich den Großen. (Grote'sche Sammlung von Werken zeitgenössischer Schriftsteller Band 122.) 336 Seiten 8°. Gebestet 3 Mk. (Berlin, G. Grote.) — Ein junger, noch unbekannter Schriftsteller bietet hier in seinen Erstlingsnovellen das rein erschaute, plastisch gestaltete Bild des Jünglings und der Helden-gestalt Friedrich des Großen, wie es ihm in Nacherleben jener hehren Tage und Taten ward.

— Hebel's Rheinländischer Hausfreund, Jahrgang 1916, ist im Verlage von J. S. Geiger (Moritz Schauenburg) in Lahr, Baden, soeben erschienen. Der Jahrgang trägt sowohl im Text als auch in den Illustrationen unserer großen Zeit Rechnung. Neben den „Weltbegebenheiten“, in denen der Ursprung des Weltkriegs und sein Verlauf während des ersten Kriegsjahres übersichtlich geschildert wird, bringt der Kalender lehrreiche Aufsätze und viele unterhaltende Geschichten teils mit, teils ohne Bezug auf den Krieg.

Krebsrätzel.

Es ist der Schöpfung alles Kästel,
Des Lösung niemand noch erfann.
Ein Strom, der jetzt durch Blumenwiesen
Sich windet und durch Klippen dann,
Bald träae schleicht, bald stürmt und brauset,
Bis er versinkt ins weite Meer. —
Doch fließt er rückwärts, dann verschleiert
Er alle Dinge rings umher. (Aussl. in nächster Nr.)

Auflösung der Zahlenpyramide in voriger Nummer: —

A
1 5
6 4 3
7 2 8 9
10 11 12 13 14
15 16 17 18 19 20
21 22 23 24 25 26 27
28 29 30 31 32 33 34 35
36 37 38 39 40 41 42 43 44
45 46 47 48 49 50 51 52 53 54 55
56 57 58 59 60 61 62 63 64 65 66 67 68 69 70
71 72 73 74 75 76 77 78 79 80 81 82 83 84 85 86 87 88 89 90 91 92 93 94 95 96 97 98 99 100